

Das Ende einer stolzen Rasse

Vom sozialen Kaiserreich der Ioka - Tragödien um Uncas, Winnetou und Sitting Bull - Indianer starben am Branntwein

Ich habe schon lange keine Indianergeschichten mehr gelesen. Und ich bin mir nicht einmal im klaren, ob das nun ein geistiger Fortschritt oder ein Verlust ist. Das Stücken Romantik jedenfalls, das wir dazumal Jungen am Lagerfeuer oder auf dem Kampfpfade miterlebten, ist für uns heutige Alte ein Stück köstlichen Jugenderlebens geblieben.

Lang habe ich es weder begriffen noch verstanden, warum Uncas, der Letzte der Mohikaner, seine alabasterhäutige Alice nicht bekam und Chingachgook zur dreitägigen Totenklage anstimmen mußte. Uncas und sein Vater, diese rothhäutigen Gentlemen von der letzten Adlerfeder des Häuptlingsschmuckes bis zu den Sohlen der reichverzierten Mokassins herab — sie, die mit Messer, Tomahawk und Büchse so trefflich umzugehen wußten, bei den verräterischen Huronen emsig Skalpe sammelten und in Falkenauge, dem weißen Trapper mit der treffsicheren Langen Büchse, den redlichsten Freund der Welt besaßen, die über den bösen Magua, den Schlawen Fuchs und die Große Schlange siegten, weil das Gute über das Böse zu siegen hat, sie wußten doch den Untergang einer großen Nation nicht aufzuhalten.

Das ist nicht einmal Winnetou, dem großen Apatschen mit der Silberbüchse, gelungen — trotzdem ihm der unbesieglige Old Shatterhand mitsamt seinem niefehlenden Henri-Stutzen und dem unwiderstehlichen Bärenötter zur Seite stand. Gleich Uncas ging auch Winnetou in der Blüte seiner Jahre in die ewigen Jagdgründe ein, wo der Große Manitou den vereinten und versöhnten Delaware, Sioux, Apatschen, Mingos, Yenkeesen, Huronen, Mohikanern Büffel in riesigen Herden auf der unendlich großen Prärie, reiches Wild in den stillen, verträumten Wäldern, ergiebige Fischfänge auf den weiten Seen, Frieden, Wohlstand und Glück in den Wigwams beläßt und sie von jeglicher Anwesenheit der bösen Bleichgesichter befreit.

Das alles ist wieder lebendig geworden, als ich zufälligerweise von einem panamerikanischen Kongreß las, von dem die Welt- presse nicht die geringste Notiz genommen hat. Er fand kürzlich in Perugo, in der Nähe der peruanischen Hauptstadt Lima, statt. Die Männer mit den faltigen, ledernen Gesichtern nannten den Kongreßort zwar Cuzco. So hieß nämlich die Hauptstadt des alten Inka-Reiches. Und dort sagte einer dieser Männer mit den faltigen, ledernen Gesichtern: „Unser Ziel ist, daß es keine Indianer mehr geben soll!“ Er sagte dies im vollen Einverständnis mit seinen Zuhörern, die, gleich ihm, vollblütige, rothhäutige Indianer waren.

Man muß das verstehen. Und um es besser verstehen zu können, lese man einmal das nach, was ich eben zufälligerweise unter dem Titel: „Das Ende einer stolzen Rasse“ gefunden habe: „Als Europa noch ein primitiver Erdteil war, gespalten in unzählige kleine Königreiche und Fürstentümer, deren Kulturereignisse sich auf eine winzige Schicht beschränkten, gab es bereits ein stolzes, kühnes, soziales Kaiserreich im Herzen des amerikanischen Kontinents, das Reich der Inkas. Und der reichste Erdteil unserer Welt, Amerika, war vom äußersten Norden über die mittelamerikanische Enge bis zum äußersten Süden von indianischen Nationen bewohnt, die von frühester Jugend bis zum späten Alter das gewaltige, fruchtbare Land durchstreiften, die enger verbunden waren mit Natur, Religion und Kunst als die Nationen auf den anderen Seiten der Ozeane.

Heute wissen wir, daß — vielleicht mit Ausnahme der Ägypter und der Chinesen — es niemals in den Jahrhunderten des Altertums und des Mittelalters geistig und körperlich gesündere Nationen gegeben hat. In einem primitiven Sinn waren die Indianer — Jahrhunderte, bevor andere Nationen zu diesen Erkenntnissen kamen — tief verbunden mit den unerhörten Reichtümern des Himmels und der Erde. Aus den alten Legenden der nordamerikanischen Indianer, die seit vie-

len Jahrhunderten bis heute überliefert wurden, wissen wir von der innigen Naturreligion, die jene Indianer sich geformt hatten. Wir wissen von den religiösen Moralgesetzen, die auf Toleranz und Sozialgefühl basierten. Die nordamerikanischen Indianer gehörten zu einer der geistig regsamsten, zu einer der schöpferischsten, zu einer der besten Rassen, die die Menschheit hervorgebracht hat.“

So las ich. Vor 200 Jahren noch klagten die Nachkommen dieses Drei-Millionen-Volkes Nordamerikas in ausdrucksreicher Sprache an ihren Lagerfeuern: „Sind nicht die Bleichgesichter zahlreicher wie die Schwalben in der Jahreszeit der Blumen?“ Heute sind sich die letzten 300.000 Vertreter der roten Nation mehr oder weniger einig darüber, daß ein assimiliertes Aufgehen im amerikanischen Volk der Weißen die beste Schlußphase ihrer Tragödie ist. Und sie wissen sogar, daß es am Ende aller Dinge nicht die Bleichgesichter an sich sind, die den Schlußpunkt setzten. Aber ein naturverbundenes, durch und durch romantisch veranlagtes, trotz den kämpferischen Taten seiner Männer weiches Volk vermag dem unerbittlichen Eliminationsprozeß der Natur nicht zu widerstehen, wenn moderne Technik und überdimensionierte Industrialisierung eine lebensfremde Umwelt schaffen. Der letzte und bislang in den Reservaten lebende Rest einer untergehenden Rasse wird nicht ausgerottet, sondern er wird aufgehen in dem Volkskonglomerat, das ihm einst als Pionier und Eroberer Kontinent, Lebensstil und Lebensraum nahm . . .

Das alles kann mich nicht hindern. Uncas und Winnetou als vielgeliebte Helden in meinem Herzen zu bewahren. Ich bin heute noch der Meinung, daß es nicht die Feuerwaffen

waren, welche das tapfere Volk des Großen Manitou besiegten, sondern das Feuerwasser! Nicht der Weißwein; der eignet sich nur für die rentable Einfuhr ausländischen Alkohols auf Kosten des schweizerischen Steuerzahlers (Bundesamt: Abteilung Schweinefleisch und Kirschenausfuhr!).

Oh nein: es war der Branntwein, dem die Indianer in besonderem Ausmaße erlagen. Es gibt massenhaft Wissenschaftler, welche diese auffallend große Anfälligkeit mit der spezifischen Blutzusammensetzung der roten Rasse begründen. Tatsache ist, daß ein Indianer, der einmal Schnaps zu trinken bekommt, nur noch von einem Wunsche besesselt ist. Nämlich noch mehr! Aber das kann schließlich, schlicht und einfach gedacht, daher rühren, daß ein Volk, das mit gesundem Körper und Geist eine tausendjährige Kultur aufbaute, einem völlig fremden und ungewohnten Genußgift um so rascher verfällt.

Item: die Begründer der Dynastien Rockefeller, Carnegie, Gould, Sage etc., die samt und sonders als Pelzhändler nach dem dazumal noch wilden Westen zogen, führten Branntweinfässer mit sich und kamen dank diesem Anreiz auch zu den Goldvorkommen und legten solchermaßen den Grundstein zu ihrem riesigen Vermögen. Auch haben die Holländer die Halbinsel Manhattan, auf der sich jetzt das Bankenviertel New Yorks befindet und die größten Wolkenkratzer der Welt aus der Wallstreet eine triste Schlucht machen, den Navajo-Indianern nicht für vierundzwanzig (!) Dollars abgekauft, sondern um 24 Dollar und einem Faß Branntwein!

Ungefähr hunderfünfzig Jahre, und nicht mehr, sind es her, daß die Bleißgesichter von der Ostküste aus entscheidend in die weiten,

Demokratisches Volksbl.
Salzburg

B-6277

3. März 1951

fruchtbaren Gefilde des nordamerikanischen Kontinents vorstießen. Mit Pfeil und Bogen, Messer und Tomahawk haben sich die Indianer heldenhaft gewehrt, fußbreit den Boden, ihren Boden, verteidigt. Und mußten Schritt um Schritt zurückweichen. Manitou verhüllte sein Antlitz vor seinen Kindern; Blut, rotes Blut roter Menschen, floß. Sitting Bull, der Sitzende Bulle und große Siouxhäuptling, war der Letzte einer untergehenden Rasse, der zur letzten Sammlung die streitenden Stämme einte und den Weißen große Schlachten lieferte. Mehr denn ein amerikanisches Kavallerieregiment wurde bis zum letzten Mann massakriert. Aber: Manitou hatte sein Haupt verhüllt; die verhaßten Eindringlinge blieben stärker . . .

Das Tempo der geschichtsformenden Ereignisse ist inzwischen noch rascher geworden. Sehen wir zu, daß das westliche Volk der Europäer keine Uncas, Winnetou und Sitting Bull braucht! Denn solche aus der Not geborene Helden stehen nur allzuoft auf verlorenem Posten.